

Das Buch

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **72 (1992)**

Heft 1

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zeit, Planung und Politik

Der Autor, *Gerald Schneider*, hat für seine in englischer Sprache abgefasste politologische Dissertation ein höchst anspruchsvolles Thema gewählt: er ist nämlich dem Verhältnis von Zeit und Politik nachgegangen und hat sich mit den Begriffen «Planung» und «Policy-making» auseinandergesetzt¹. Planung ist heute ein eigentliches «Unthema», vor allem nach dem Zusammenbruch der Planwirtschaft in Osteuropa und – noch zu wenig beachtet und erforscht – in der Dritten Welt. Darum ist ein solches Unterfangen höchst verdienstvoll, vor allem, wenn es in jenem Geist der gesunden Skepsis und der hochentwickelten Selbstkritik angegangen wird, welche den Autor in hohem Mass auszeichnet. «*In writing this study, I discovered that I am continuing a story which has to a large extent already been told*» heisst es in der Einleitung (und sollte es eigentlich in noch so mancher anderen wissenschaftlichen Abhandlung auch heissen . . .). In vier Abschnitten wird dann doch viel Wissenswertes übersichtlich abgehandelt und anhand von Beispielen dargestellt: eine rationale Theorie der politischen Zeit, das Verhältnis von Zeit und «Policy-making» (politische Planung) sowie der Stellenwert der Zeit in der Politik. Die aufgestellten Hypothesen werden aufgrund von Dokumenten entweder verifiziert oder falsifiziert. Die qualifizierenden und quantifizierenden Kriterien hiefür sind allerdings schwierig zu formulieren. Wie kann beispielsweise die Planungsintensität in der Aussenpolitik mit der Planungsintensität der Wirtschaftspolitik

von 40 Regierungen verglichen werden, wenn nur die höchst vielfältigen «*planning papers*» Gegenstand der Analyse sind? Der Autor ist sich der Schwierigkeiten bewusst, und es ist ihm beizupflichten, dass eine vergleichende Lektüre solcher Unterlagen und der Versuch einer systematischen Auswertung eben doch mehr Ergebnisse zeitigt als Faustregeln und Pauschalurteile bzw. -vorurteile. Die Schwierigkeit, dass die Realität doch häufig nur im Licht der vorhandenen Publikationen und Vorschriften gesehen werden kann, und dass letztlich Dokumente mit Dokumenten verglichen werden, ohne empirisch zu den dadurch ausgelösten, bzw. nicht ausgelösten tatsächlichen Wirkungen und Nebenwirkungen vorzudringen, ist keine spezifische Schwäche dieser Monographie, sondern ein Problem der geistes- und sozialwissenschaftlichen Forschung schlechthin.

Die zahlreichen, nach verschiedensten Indikatoren gruppierten «*Ranglisten*» der untersuchten Nationalstaaten beurteilt Schneider selber sehr zurückhaltend, und der daraus resultierende Gewinn an theoretischen und praktischen Einsichten ist auch für den Leser durchaus ernüchternd.

Der Autor handelt im dritten Abschnitt seiner Arbeit in einem ganzen Kapitel die Schwierigkeiten ab, die mit der Evaluation der Auswirkungen politischer Planung zusammenhängen: «*Many words, many deeds: but do they correspond?*» fragt er. Verschiedentlich zitiert er den grossen Planungsskeptiker *Aron Wildalsky*, der schon 1973 in «*Po-*

licy Sciences» 4, 127ff., einen Aufsatz publiziert hat mit dem bemerkenswerten Titel: *If planning is Everything, Maybe It's Nothing*.

Politische Planung kann weder das entscheidende «Zu spät» noch das «Zu früh» und auch nicht das «Zu-langsam» bzw. das «Zu-schnell» verhüten. Sie kann auch nie den «Kairos», den optimalen Zeitpunkt für politisches Entscheiden, Handeln oder Unterlassen de-

terminieren. Wie der Autor in seinen abschliessenden vorsichtigen Empfehlungen aufzeigt – kann aber durch politische Planung der gemeinsame bewegliche Umgang mit der Zeit doch immer wieder verbessert werden.

Robert Nef

¹ Gerald Schneider, *Time, Planning and Policy-Making, An Evaluation of a Complex Relationship*, Diss. Universität Zürich, Peter Lang, Bern etc. 1991.

Die Fallstricke des Glaubens

*Cuándo somos de veras lo que somos?
Wann sind wir in Wahrheit was wir sind?*
Octavio Paz

Nach der Lektüre des siebenhundertseitigen Buches von Octavio Paz habe ich mir überlegt: Was hat den Dichter und Essayisten bewogen, Leben und Werk der Sor Juana Inés de la Cruz darzustellen¹? Das Schicksal der mexikanischen Nonne und *Poeta docta* ist aussergewöhnlich. Die Zensoren der neuspanischen Kirche nahmen die etwas über vierzigjährige Frau in die Zange und würgten sie geistig ab. Als «Bekehrte», so urteilen die meisten katholischen Kritiker noch heute, ist Sor Juana 1695 gestorben. Warum schrieb die intellektuelle Nonne nach zwanzig Jahren schöpferischer Tätigkeit keine Zeile mehr? Ist das Rätsel zu lösen, oder bleibt es bei Mutmassungen?

Wer war in Wahrheit diese Frau? Und ich, Octavio Paz, wer bin ich in Wahrheit? – Ich glaube, diese zwei Fragen sind die Beweggründe der an Disgres-

sionen reichen Biographie. Der Autor legt sich Rechenschaft darüber ab, dass die Sprache, die er spricht, eine Sprache ist, die aus ihrem Ursprungsland versetzt wurde. In einem Essay bemerkt er: «*Schon entwickelt kam sie auf unsern Kontinent, und wir haben sie durch unsere Werke in die amerikanische Erde eingepflanzt.*» Und an anderer Stelle: «*Wann begannen wir, uns als andere zu fühlen?*» In diesem Zusammenhang verweist er auf Sor Juana und hält fest, sie sei sich ihres amerikanischen Wesens bewusst gewesen und habe Mexiko mehr als einmal ihr Vaterland genannt; ihr Werk aber gehöre eigentlich Spanien.

Die nach Mexiko verpflanzte spanische Kultur erreichte im 17. Jahrhundert einen Höhepunkt. Diese Epoche zu erhellen, ist ein Hauptanliegen des Autors; denn sie hat Anteil an seiner eigenen geistigen Herkunft. Mexiko war damals politisch, militärisch, wirtschaftlich und kirchlich durch und durch zentralistisch organisiert; die Verhältnisse

unterschieden sich in dieser Beziehung wenig von den vorkolonialen. Der neuen Zivilisation war die Zerstörung der alten vorausgegangen, das heisst, die physische Vernichtung der führenden Schichten des Adels und der Priester- und Schamanenkaste. Der Hof der spanischen Vizekönige einerseits und andererseits der Klerus und die Universität bestimmten gemeinsam, öfters rivalisierend, das Leben aller Bevölkerungsschichten. Octavio Paz gibt ein anschauliches Bild: «Wenn die Architektur die Kunst ist, die den Charakter und die Strömungen einer Gesellschaft am besten darstellt, dann war Neuspanien eine riesige Plaza, auf der sich vizeköniglicher Palast, Rathaus und Kathedrale im Gegen- und Miteinander begegneten . . . Ausserhalb der Plaza noch drei Bauwerke: Kloster, Universität, Festung . . . Kloster und Universität verteidigten als Bollwerke Neuspanien gegen die Zeit, gegen die Kritik.»

Sor Juana Inés de la Cruz, die Nonne im Kloster des Heiligen Hieronymus, war ihrem Wesen nach der Plaza zugehörig. Ihre Lebensdaten: Im Jahre 1648 kommt sie als uneheliches Kind zur Welt. Die Mutter ist Kreolin, der Vater Baske; Juana hat ihn nicht gekannt. Sie wächst auf dem mütterlichen Landgut auf. Als sie acht oder zehn Jahre alt ist, übernehmen Verwandte in der Stadt Mexiko ihre Erziehung. Ihre Jugend vom sechzehnten bis zwanzigsten Lebensjahr verbringt sie am Hof. Man bewundert ihre ausserordentlichen Geistesgaben und ihre Schönheit. Als Zwanzigjährige tritt sie ins Kloster ein. Einer der Gründe für diesen Entschluss ist ihre illegitime Geburt, die eine standesgemässe Eheverbindung verhinderte. Der andere, wohl noch wichtigere, ist der: Das Klosterleben versprach ihr grössere Freiheit, die intellektuellen In-

teressen und ihr Dichtertalent zu pflegen. Siebenundzwanzig Jahre lebt Sor Juana im Ordensstand.

Die erste grosse Dichterpersönlichkeit Mexikos war ein Frau. Sie wurde vom Klerus zum Schweigen gebracht, weil sie eine Frau war und weil sie nach unvoreingenommener Erkenntnis strebte. Der Autor begründet diese Ansicht folgendermassen: «*Die Geistesgeschichte der Orthodoxien – sei es die der Gegenreformation in Spanien oder die des Marxismus-Leninismus in Russland – ist die Geschichte der Mumifizierung des Wissens.*»

Wissensdurst und poetische Begabung verbinden sich in der Kreolin Juana Inés de la Cruz. Wenn wir das Gesamtwerk des achtzigjährigen Mexikaners Octavio Paz überschauen, charakterisieren wir es mit denselben Begriffen. Das vorliegende Buch im besonderen ist eine geniale Kombination von dichterischer Einfühlungsgabe, psychologischem Deutungsvermögen mit dem Denken in historischen Zusammenhängen. Die umfassenden kulturgeschichtlichen Kenntnisse unseres Zeitgenossen sind wesensverwandt mit dem polygraphischen Wissensideal von Sor Juana. Ihre Vorstellung von Kultur sei einzigartig modern gewesen, schreibt Octavio Paz, er meint sogar, die heutige Sicht des Universums als eines riesigen Kommunikationssystems von der Molekularbiologie bis zur Astronomie hätte sie nicht allzusehr überrascht.

Es scheint mir daher sinnvoll, nach Gemeinsamkeiten auf dichterischer Ebene zu forschen. Ich erinnere an die vier Langgedichte, die Octavio Paz unter den Titel «*Suche nach einer Mitte*» stellt. Jedes einzelne würde sich eignen, parallel mit Sor Juanas philosophischem Gedicht «*Erster Traum*» gelesen zu werden. Eine sorgfältige Analyse könnte

ungeahnt viel Kongruentes zeitigen. Ich denke speziell an die annähernd sechshundert Verse von *«Piedra de sol»* – *«Sonnenstein»*, die Octavio Paz mit drei- und vierzig Jahren verfasst hat. Juana Inés schreibt den *«Ersten Traum»* als ungefähr Vierzigjährige. Die beiden Werke gehören zur Tradition der Anabasis-Träume; es sind Reisen in die Welt des Geistes. Während der Körper schläft, wandert die Seele durch supra-lunare Sphären, durch einen namenlosen, grenzenlosen Raum ohne Gott. Die Seele «träumt» davon, zu erkennen; beim Erwachen wird sie sich bewusst, dass die Erkenntnis ein Traum ist. In *«Sonnenstein»* lesen wir: *«Nichts ist mir gegenüber, ein Moment nur, / losgekauft heute nacht und geträumt gegen / einen Traum versammelter Bilderschwärme.»*

Die Verse könnten von Sor Juana stammen. Vierundvierzig Seiten widmet der Autor der Interpretation des Barockgedichts, das Allegorie und Geständnis ist. (Leider fehlen originale Textbeispiele.) Gegen den Schluss hin hält Octavio Paz fest: *«Das Erkennen ist, auch wenn es im Scheitern endet, ein Wissen: Die Nichtoffenbarung ist eine Offenbarung.»* Diese Aussage verstehe ich als Hinweis auf die innere Nähe der durch drei Jahrhunderte getrennten Dichterpersönlichkeiten.

Die versteckte, nie explizit formulierte Absicht der einzigartigen Biographie ist die Suche nach einem verwandten Geist in der mexikanischen Kultur. Sor Juanas Dichtung trägt Züge, die Octavio Paz in einem Essay als typisch für die hispano-amerikanische hervorhebt, nämlich die Begier nach Neuem, nach Anverwandlung des Fremden. In ihren geistlichen und weltlichen Liedern übernimmt Sor Juana als erste volkstümliche Wendungen der Mulatten und Kreolen, assimiliert Ausdrücke aus dem Náhuatl,

der Indianersprache. – Wie ist es möglich, dass eine Frau von höchster künstlerischer und intellektueller Begabung zum Widerruf ihres Werkes gezwungen werden konnte? Nach der mehrere Wochen dauernden Generalbeichte legt die Nonne eine Bittschrift vor, darin der Satz: *«Ich ersuche, dass mein voriges Leben als nicht vorhanden angesehen werde, und ich verspreche ein neues Leben in echter Frömmigkeit.»*

Octavio Paz spricht es nicht aus, er insinuiert nur die Vermutung, eine persönliche Schaffenskrise sei mit den äusseren Bedingungen, mit dem Druck der Umwelt fatalerweise zusammengefallen. Sor Juana hat ihr Leben lang unter Depressionen gelitten; während des Schreibens befreite sie sich. Um die vierzig herum geriet sie in ein psychisches Tief, in eine geistige Krise, aus der sie nicht mehr hinausfand. In *«Piedra de sol»* stehen die Verse: *«Nichts ist in mir als eine tiefe Wunde, / eine Höhlung, die niemand ausmisst, niemand, / Gegenwart ohne Fenster, und ein Denken, / das im Kreis geht, sich wiederholt, sich spiegelt / und sich verliert in seiner eigenen Klarheit.»* Über Sor Juana schreibt Octavio Paz: *«In ihrem tiefsten Innern hatte es immer ein Leere gegeben, die weder das Abbild Gottes, noch die Gedanken, die ihre Grübeleien belebten, ausfüllten . . . Ihre Suche nach Antwort, nach Erfüllung endet in Einsamkeit und Abscheu vor ihrem eigenen Bild.»*

«Was bin ich in Wahrheit?» Ob das Unvermögen, darauf eine Antwort zu finden, Sor Juana hat verstummen lassen? Wir werden es nie wissen. Ein Geheimnis umgibt diese Frau, und darin liegt das Faszinosum, das sie auf uns und auf Octavio Paz ausübt. Für Octavio Paz verkörpern sich in ihrer Gestalt einerseits die Epoche, die ihm Nährboden

und Herkunft bedeutet, und andererseits erkennt er in ihr den kongenialen Geist.

Elise Guignard

¹ Octavio Paz. Sor Juana Inés de la Cruz oder Die Fallstricke des Glaubens. Aus dem Spanischen von Maria Bamberg. Verübertragungen von Fritz Vogelsang. Suhr-

kamp Verlag, Frankfurt am Main 1991. – Die Zitate aus «Sonnenstein» stammen aus: Octavio Paz. Suche nach einer Mitte. Die grossen Gedichte. Spanisch und Deutsch. Übersetzung Fritz Vogelsang. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1980. – Die Zitate aus den Essays stammen aus: O. Paz. Essays. Aus dem Spanischen von Carl Heupel und Rudolf Wittkopf. Bd. II. Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main 1984.

Gegen den Wahn der Zeiten

Paul Stöckleins erinnerungsvolle Begegnungen

Zu einer literarischen Mode sind mittlerweile Erinnerungen verkommen – zur Innenschau schwatzhafter Tagesberühmtheiten. Dem Titel «*Einspruch gegen den Zeitgeist*» verpflichtet, hebt sich *Paul Stöckleins* Rückblick wohltuend von der Flut eitler Selbstbespiegelungen ab¹. Ihm geht es darum, wie den Wechselfällen der Zeiten mit ihren jeweiligen Pendelausschlägen zu begegnen ist, sowie um die dankbare Erinnerung an persönliche Begegnungen mit Geistesgrößen, die Freunde und Lehrer in eins waren. Von ihnen und der Lektüre der Klassiker lernte der gelehrte Autor, sich nicht von diesen Pendelausschlägen mitreissen zu lassen. Nur soweit er diesen Autoritäten seine geistige Existenz verdankt, berührt diese «*Nicht-Biographie*» das eigene Ich. Wir sind heute Personendarstellungen in Form von Interviews mit Rasterfragen gewöhnt. Welche Dimension gewinnen demgegenüber im Hauptteil des Buches die literarischen Porträts, geschliffen durch eine scharfe Beobachtungsgabe und voll «singender» Charakterfarben durch die

Kraft der Erinnerung; Jahrzehnte zurückliegende Begegnungen mit dem Philosophen *Dietrich von Hildebrand* und dem Goetheforscher *Ernst Beutler* werden auf diese Weise lebendig vergegenwärtigt. In Dankesschuld weiss sich Stöcklein auch bei den Meistern der witzigen Kurzform, *Polgar* und *Torberg*, deren Geisteshaltung zu seiner Ichtreue und Hellsicht beigetragen hat.

Die Klammer dieser Porträts ist ein früher «*Erkenntnisschritt*» Stöckleins, nämlich die Bedeutung der zu gewissen Zeiten gering geschätzten Intuition. Alle besaßen sie ein «*Sensorium*», einen künstlerischen Blick, der sie in den «*schwierigen Demokratien*» vor 1933 und nach 1945 immun gegen die Verführbarkeit modischer Zeitströmungen machte und ihnen im Hitlerstaat das Überleben ermöglichte, soweit sie nicht emigrierten. *Emil Preetorius* vermochte getarnte Nazi-Spitzel an ihren Augen zu erkennen. *Annette Kolb* durchschaute Hitler in dem Moment, als sie im Volksempfänger erstmals seine Stimme vernahm, seine Sprache hörte, aus deren

Niedertracht sie auf des Führers «*hündische Wut*» und «*Infamie*» schloss. *Joseph Roth* spürte geheime Ursachen des Judenthums auf, Triebkräfte, die nicht einmal die Antisemiten ahnten: «*Man hat den Davidstern angespien, um das Kreuz anzugreifen.*»

Dem Leser eröffnen sich Gesetzmäßigkeiten der Verblendungen. Wurde einst der «*deutsche Geist*» ins Sakrale gesteigert, so glänzt heute die Chimäre des Multikulturellen bei gleichem Hang zum Kultischen und Ritualen. So werden – die persönliche Einschaltung aus aktuellem Anlass sei erlaubt – deutsche Politiker nicht müde, unbeeindruckt der absehbaren Konsequenzen, die «*Heiligkeit*» und «*Unantastbarkeit*» des weitherzigen Asylrechts zu betonen, an dem in vertrauter Selbstüberschätzung die ganze Welt genesen soll. Stöcklein spart solche Beispiele aus, doch stellen sie sich ein, wenn er die politischen Prognosen des 1945 gestorbenen *Werfel* nachzeichnet. Dieser sah in seinem Nachlassroman symbolisch visionär für die 70er Jahre voraus, dass sich die Deutschen «*an die Spitze der Mitmenschlichkeit*» drängeln wollten. Er witterte die radikale Opferbereitschaft im gegenteiligen Extrem – «*Extraktion des Nationalgefühls*» –, dem sich der ewig gleichbleibende Fortschrittspiesser verschreibt.

Wenn der Zeitgeist ein «*wertfreies Erfassen*» von Kunstwerken propagiert, wird schliesslich Qualitätsblindheit ent-

stehen. Berechtigt wird das Misstrauen schon beim taktlosen Gebrauch der Sprache, so wenn Pädagogen von «*Textsorten*» und «*Schülermaterial*» reden. Alarmglocken beginnen zu schwingen, liest man das Kapitel über des Autors Erlebnisse und Beobachtungen als Ordinarius in Frankfurt, als die verordnete «*Demokratisierung*» dort ablief.

Zu erwähnen bleibt noch die erstaunliche Neubewertung der Ära Dollfuss, die Stöcklein im Mai 1989 in dieser Zeitschrift bereits andeutete. Anhand des publizistischen Feldzugs, den Dietrich von Hildebrand 1933 von Wien aus führte, zeigt sein Schüler Stöcklein, dass die zeitweise Aussetzung der parlamentarischen Spielregeln als Notwehr berechtigt war, um die alsbaldige legale Machtergreifung der Nazis zu verhindern.

Anfälligkeit gegenüber herrschenden Ideen, Gespür für die innere Wahrheit der Phänomene – zwischen diesen Polen wandern die Erinnerungen. Die Altersweisheit wirkt nie aufdringlich; Schlussfolgerungen für die Gegenwart bleiben nur angedeutet und müssen vom Leser gezogen werden; er soll den Einspruch gegen den Zeitgeist selbst formulieren.

Gernot Wolz

¹ Paul Stöcklein: Einspruch gegen den Zeitgeist. Reflexionen persönlicher Begegnungen 1930–1990. Bouvier Verlag, Bonn 1991.